



Ehrenbürgerin:
Trude Simonsohn hat immer noch viel zu berichten. Und vor allem die jungen Leute hören ihr begeistert zu. Mit ihren 95 Jahren sammelt sie weiter neue Freunde.

Foto Frank Röth

Im Gespräch: Trude Simonsohn, Holocaust-Überlebende und Zeitzeugin

„Ich werde mich nicht verbiegen“

Trude Simonsohn ist 95 Jahre alt. Noch immer folgt sie Einladungen, Schülern von ihren Erlebnissen im KZ und ihrem Überleben zu erzählen. Nun wird die Frau aus Olmütz Ehrenbürgerin.

Der Magistrat hat beschlossen, Sie zur Ehrenbürgerin Frankfurts zu machen. Wann werden Sie dazu ernannt?

Das weiß ich nicht.

Nehmen Sie den Ehrentitel überhaupt an?

Ja. Aber ich werde mich wegen dieses Ehrentitels nicht verbiegen.

Sie stammen aus Olmütz in Mähren. Empfinden Sie Frankfurt als Ihre Heimatstadt?

Ja. Zum ersten Mal seit 1945 fühle ich mich irgendwo zu Hause. Das kommt daher, dass hier meine Arbeit anerkannt wurde.

Sie sind in der damaligen Tschechoslowakei zur Welt gekommen. Hat Sie das geprägt?

Ganz bestimmt. Denn ich habe meine Jugend in einer wirklichen Demokratie verbracht. Der erste Präsident der tschechoslowakischen Republik, Tomas Garrigue Masaryk, ein großartiger Mann, hat sehr viel vom Judentum verstanden. Deshalb war es für uns kein Problem, dort Zionist zu sein.

Wollten Sie damals nach Palästina auswandern?

Ja, sicher. Meine ganze zionistische Arbeit war darauf ausgerichtet. Die zionistische Jugendbewegung reichte von streng religiös über sozialdemokratisch bis zu marxistisch. Wir in Olmütz waren sozialdemokratisch orientiert.

Sind Sie wegen Ihrer zionistischen Aktivitäten ins Gefängnis gekommen?

Ja, wegen meiner Arbeit in der zionistischen Jugend. Aber erst nachdem die Deutschen in die Tschechoslowakei einmarschiert waren. Der Leiter der jüdischen Gemeinde warnte uns, dass der Gestapochof angekündigt habe, er werde jeden ins KZ bringen, den er bei jüdischen oder zionistischen Aktivitäten erwische.

Haben Sie weitergemacht?

Ja, illegal. Wir waren aber weiß Gott keine Helden. Wir haben uns damals auch nicht vorstellen können, was KZ wirklich bedeutet.

Wie sind Sie aufgefliegen?

Der Spitzel, der mich anzeigte nach dem erfolgreichen Attentat im Juni 1942 in Prag auf Reinhard Heydrich, den stellvertretenden Reichsprotektor von Böhmen und Mähren, hat aus meiner zionistisch-jüdischen Jugendarbeit eine kommunistische gemacht. Das kam bei seinen Oberen besser an. Weil mir illegale kommunistische Arbeit angedichtet wurde, stand mein Todesurteil mehr oder weniger fest. Heydrich war es übrigens

auch, der die Wannsee-Konferenz einberufen hat, auf der im Januar 1942 die Vernichtung des europäischen Judentums beschlossen wurde.

Wie haben Sie das Gefängnis überlebt?

Ich saß sechs Wochen, ohne zu wissen, wessen ich beschuldigt wurde. Dann sagten sie mir: Hochverrat und illegale kommunistische Tätigkeit. Damit galt ich als politischer Häftling. Wäre ich weiter als Politische behandelt worden, wäre ich ins Frauen-KZ Ravensbrück gekommen.

Stattdessen?

Da kommt der deutsche Polizeipräsident von Olmütz ins Spiel, der nicht nur mir, sondern auch anderen geholfen hat. Olmütz ist eine Kleinstadt, man kannte sich. Und ich war bekannt als Zionistin. Dieser Polizeipräsident hat es erreicht, dass ich als Jüdin behandelt und nach Theresienstadt gebracht wurde, wo meine Mutter während der Zeit meiner Verhaftung gelandet war.

Und Ihr Vater?

Der ist schon zu Beginn des Zweiten Weltkrieges ins KZ Buchenwald und später nach Dachau verschleppt worden. Dort ist er gestorben.

Zurück zu Ihrer Haft im Gefängnis. Wie war die Behandlung dort?

Ohne dass mir erklärt wurde, warum, wurde ich plötzlich in Einzelhaft gesteckt. Weil das Gefängnis zu voll war, haben sie einmal eine tschechisch sprechende Zigeunerin in meiner Zelle untergebracht. Ich hatte damals wegen der Einzelhaft und der gleichzeitigen Nachricht vom Tod meines Vaters überhaupt keine Energie und keinen Mut mehr. Die junge Zigeunerin hat mir an jenem Tag aus der Hand gelesen.

Was hat sie gesehen?

Sie sagte mir: „Du wirst bald aus dem Gefängnis kommen und den Mann deines Lebens kennenlernen.“ Ich habe ihr zwar nicht geglaubt, doch ihre Vorhersagen haben mir in meiner Depression geholfen. Erst später beim Auschwitz-Prozess habe ich übrigens von dem schlimmen Schicksal der Zigeuner erfahren. Hermann Langbein, der Mitbegründer des Internationalen Auschwitzkomitees, hat die Zigeunervernichtung damals in

den Verhandlungen zum Thema gemacht.

Und? Haben Sie, wie von der Zigeunerin vorhergesagt, den Mann Ihres Lebens kennengelernt?

Ja. Im Lager Theresienstadt. Meinen späteren Mann Berthold Simonsohn, einen deutschen Juden. Das war mein großes Glück im Unglück.

Wie war das Leben in Theresienstadt?

Theresienstadt war besser als alle anderen Konzentrationslager. Ich habe in einem Jugendheim mit tschechisch sprechenden Kindern gearbeitet.

Später sind viele aus Theresienstadt nach Auschwitz ins Gas deportiert worden. Wussten Sie von Auschwitz?

Es gab immer Deportationen, aber wir wussten nicht, wohin die Leute gebracht wurden. In einem Transport im September 1944 nach Auschwitz waren mein Mann und meine Mutter.

Und Sie?

Ich wäre ganz sicher in den nächsten Transport gekommen. Weil ich bei meinem Mann bleiben wollte, habe ich mich freiwillig gemeldet.

Konnten Sie ihm helfen?

Nein. Wir sind noch ein paar Minuten zusammengestanden, dann wurden wir getrennt. Wir hatten uns versprochen, wenn wir überleben, treffen wir uns wieder in Theresienstadt.

Welche Erinnerungen haben Sie an Auschwitz?

Ich erinnere mich an Doktor Mengele, der die Leute selektierte. Auch an das stundenlange Appellstehen, zu dem immer die Musik spielte. Ich wünschte mir, tot umzufallen, nachdem ich erfahren hatte, was der Schornstein bedeutete.

Was ist Ihnen noch im Gedächtnis geblieben?

Nichts. Absolut nichts. Ich erkläre mir den Gedächtnisverlust so: Wenn man ganz furchtbare Schmerzen hat, ist es ein Glück, wenn man ohnmächtig wird. Und ich glaube, auch eine Seele kann ohnmächtig werden.

Sie haben Auschwitz überlebt, Ihr Mann auch. Wie haben Sie sich wiedergefunden?

Dass wir beide überlebt haben, ist ein Wunder. Wir haben uns nach der Befreiung in Theresienstadt getroffen. Aber: Man geht nicht ungestraft durch eine solche Hölle, man ist nicht mehr derselbe Mensch. Es hat Zeit gebraucht, bis wir wieder zu uns gekommen sind.

Wie haben Sie das alles ausgehalten?

Wenn ich das wüsste. Heute sage ich gerne: Das Schicksal soll einem eigentlich nicht so viel aufbürden, wie man aushalten kann.

Wie kommt es, dass Sie als Nazi-Verfolgte ausgerechnet in Deutschland gelandet sind?

Weil mein Mann ein deutscher Jude war. Und ein Intellektueller, der an den deutschsprachigen Raum gebunden war. Für ihn wäre ich bis ans Ende der Welt gegangen. Seine Schwester war nicht aus Theresienstadt deportiert worden, weil ihre Karteikarte verlorengegangen war. Gegen Ende des Kriegs hat Graf Bernadotte in Verhandlungen mit Himmler erreicht, dass Juden ins Ausland gebracht wurden. Ein Transport in die Schweiz fand am 5. Februar 1945 statt, mit ihm kam Bertholds Schwester nach Davos. Deshalb sind wir dann auch in die Schweiz gegangen.

War die Tschechoslowakei keine Option?

Nein, mein Mann sprach ja nicht Tschechisch. Ich war 1948 nach dem kommunistischen Umsturz auf dem Konsulat in der Schweiz, um meinen Pass verlängern zu lassen. Man sagte mir, ich müsse helfen, die tschechoslowakische Republik aufzubauen. Wir konnten uns nicht einigen, und so war ich plötzlich eine staatenlose Ausländerin in der Schweiz.

Wie kamen Sie nach Deutschland?

Der Leiter der Jüdischen Gemeinde Hamburg bot meinen Mann, nach Hamburg zu kommen und sich um ältere Überlebende ohne Familienangehörige zu kümmern. Er bot uns auch eine Wohnung an, und das war für uns sehr attraktiv, denn wir hatten bisher immer nur ein Zimmer gehabt.

Ist es Ihnen schwergefallen, nach Deutschland umzusiedeln?

Ja, ist es. Aber wir hatten Glück in Hamburg, wir haben die Heydorns kennengelernt. Irmgard und Heinz-Joachim Heydorn waren in der NS-Zeit aktiv im Widerstand. Wir haben die fünfziger Jahre in Deutschland überhaupt nur ausgehalten, weil wir unter lauter Widerständlern lebten.

Warum zogen Sie nach Frankfurt um?

Weil mein Mann die Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland als Leiter wiederaufbauen sollte.

Haben Sie sich sofort mit Frankfurt angefreundet?

Ich ja. Ich war sofort in der jüdischen Frauenorganisation Wizo aktiv und wurde von der Jüdischen Gemeinde als Schöffin zum Jugendgericht entsandt. Zudem arbeitete ich im Vorstand der Jüdischen Gemeinde und wurde später Gemeinderatsvorsitzende. Mein Mann hat dagegen sehr lange Hamburg vermisst. Nach seinem Tod war ich ehrenamtlich in der Jugendgerichtshilfe tätig.

Warum wurden Sie Zeitzeugin?

Mein Mann und ich fuhren oft nach Arnoldshain im Taunus zur Evangelischen Akademie, wo Martin Stöhr unwahrscheinlich viel für die Aufarbeitung der NS-Vergangenheit getan hat. Nach dem Tod meines Mannes bekam ich eines Tages einen Anruf der Anne-Frank-Schule in Frankfurt: Martin Stöhr habe mich als Zeitzeugin empfohlen.

Wie verlief Ihr erster Auftritt?

Ich war sehr aufgeregt. Meine Motivation lautete und lautet immer noch: Wenn man überlebt hat und über das KZ sprechen kann, ist man das den Toten schuldig. Ich habe mich aber nie als Zeitzeugin angeboten, ich wurde immer gefragt, ob ich komme wolle. Später ist es mir immer wichtiger geworden, mit der Jugend zu sprechen.

Viele Holocaust-Überlebende haben ihr Leben lang geschwiegen. Wie wurde es Ihnen möglich, über Ihre Erlebnisse zu erzählen?

Das verdanke ich meinem Mann. Der sagte von Anfang an: Wir müssen über unsere Erlebnisse reden, sonst schaffen wir das nicht. Das haben wir getan.

Konnten Sie deshalb auch als Zeitzeugin darüber sprechen?

Ja. Die erste Generation, die mir zuhörte, hat sich bitter über ihre Eltern und Großeltern beschwert: „Wir fragen, und niemand sagt uns etwas.“ Gut, es gab Bücher. Aber es ist ein Unterschied, ob man über die NS-Zeit in Büchern liest oder ob einem Familienangehörige etwas erzählen.

Wie haben Sie auf die Eltern und Großeltern, also auf Deutsche Ihrer Generation reagiert?

Ich war misstrauisch und habe mich oft gefragt: „Was hat der in der Nazi-Zeit getan?“ Oft hörte ich Leute sagen: „Wir waren eigentlich Nazi-Gegner.“ Ich habe mir so gewünscht, dass mir einer mal sagt: „Ich war ein Nazi.“ Denn wenn man sich offen zu seiner Vergangenheit bekennt, kann man sich auch ändern.

Haben Sie den Frankfurter Auschwitz-Prozess miterlebt?

Ja. In dieser Zeit ist eine große Freundschaft zwischen uns und Hermann Langbein, der maßgeblich am Zustandekommen des Prozesses beteiligt war, entstanden. Ich konnte es nicht ertragen, wie unverschämt sich die Verteidiger der Angeklagten gegenüber den Zeugen, die so viel hatten erleben müssen, benahmen.

Wenn Sie vor jungen Leuten stehen, was sagen Sie denen?

Ihr müsst nein sagen können. Zu jedem Unrecht. Das muss man lernen. Ich weiß, dass das nicht so leicht ist. Und deshalb sage ich den jungen Leuten: Wenn man es nicht beim ersten Mal schafft, den Mund aufzumachen, dann vielleicht beim zweiten oder dritten Mal. Man muss es nur immer versuchen.

Wie kommt es, dass die jungen Menschen immer so positiv auf Sie reagieren?

Das weiß ich nicht, das müssen Sie die jungen Leute fragen. Meine Zuhörer haben gesagt: „Wir haben das Gefühl, dass Frau Simonsohn immer an dem Ort ist, von dem sie erzählt.“ Das stimmt. Ich erlebe meine Geschichte immer wieder. Das ist eine Art Trauerarbeit.

Die Fragen stellte **Hans Riebsamen**.

Zur Person

Trude Simonsohn ist am 25. März 1921 in Olmütz in der damaligen Tschechoslowakei geboren. Sie wuchs zweisprachig auf und besuchte das deutsche Gymnasium. Nach dem Attentat auf den Holocaust-Organisator Reinhard Heydrich kam sie wegen angeblicher illegaler kommunistischer Tätigkeit in Haft, tatsächlich hatte sie verbotenerweise zionistische Jugendarbeit geleistet und junge Juden auf die Ausreise nach Palästina vorbereitet. Nach mehreren Monaten Einzelhaft wurde sie ins Getto Theresienstadt überstellt, wo sie ihre Mutter traf und ihren späteren Mann Berthold Simonsohn, einen deutschen Juden, kennenlernte. Gemeinsam wurden die drei nach Auschwitz deportiert.

Trude Simonsohn und ihr Mann überlebten und arbeiteten nach dem Krieg für die jüdische Flüchtlingshilfe in der Schweiz. 1950 zog das Ehepaar zunächst nach Hamburg und 1955 nach Frankfurt, wo Trude Simonsohn bald Verantwortung in der Jüdischen Gemeinde übernahm und von 1989 bis 2001 dem Gemeinderat vorstand. Seit 1975 berichtete sie regelmäßig mit ihrer Freundin Irmgard Heydorn, die als Nazi-Gegnerin in Hamburg Widerstand geleistet hatte, vor Schülern über ihre Erlebnisse im Lager. 1993 erhielt Simonsohn die Ehrenplakette der Stadt Frankfurt und im Jahr 1996 die Wilhelm-Leuschner-Medaille des Landes Hessen. Noch heute tritt sie vor jungen Leuten auf. (rieb.)